

In japanischer Gefangenschaft.

Ein junger Deutscher aus Ibbendüren i. W. ist beim Falle von Tjingtau in japanische Gefangenschaft geraten und schreibt seinen Angehörigen folgenden Brief, den die „Köln. Volkszeitung“ mitteilt:

Himeji (Japan), 20. November 1914.

Tjingtau ist gefallen, das werden Dir die Tageszeitungen zu Deinem größten Schrecken und Erstaunen in großen Lettern verhandelt haben. Kriegsgefangen hat man die überlebende Besatzung nach Japan gebracht, und ich selbst sitze nebst 100 meiner Kameraden in Himeji, das nach den Aussagen unseres Dolmetschers das schönste Klima Japans haben soll. Aus meinen nachstehenden Tagebuchauszügen mache Dir ein kleines Bild über mein Leben und Treiben nach dem Kriege, auf der Reise nach Japan und in Japan selbst.

Einige Tage nach der Uebergabe Tjingtaus wurden wir für einige Zeit, vier Tage waren es, in dem Scheindorfe Taitungischen einquartiert. Am 10. November 1914, nachmittags, zogen wir in dieses Dorf ein, eine jämmerliche Janie diente uns als Wohnung. Ein Holzfeuer sorgte für die nötige Wärme, Kadeira und Kognak, den ich noch von Tjingtau mitgeschleppen konnte, für den nötigen Humor. Der Tabak schmeckt vorzüglich — ein echter Denker-Tabak — an die Scheinzigaretten muß man sich so peu à peu gewöhnen. Wie sieht's in dem Dorfe aus! Kein Haus ist von Granat und Schrapnell verschont geblieben. Ein wüdes Chaos überall. In einigen Wohnungen liegen noch Menschenleichen. Die Zeit verging mit Kartenspiel und Spazierengehen. Unser Essen und Trinken war semper idem: Reis, Hartbrot und Tee. Mit den sechs Eiern, die wir einem Chinesenkaufmann für unsere letzten 40 Centis abkauften, sind wir ganz effisch hereingefallen, sie waren alle faul. Nur ein Fui Deibel glitt beim Zerklappen derselben von sämtlichen Lippen.

Am 14. November war der Tag der Einschiffung nach Japan. Schon um 4 Uhr morgens ging es mit Sad und Sad gen Schatthou zu, das wir nach fünfzigem, sehr mühseligem Marsche erreichten. Die Einschiffung mittels chinesischer Dschunken ging rasch vonstatten und bald sah alles an Bord der „Europa Maru 2. Kade“ klar zur Abfahrt. Nach einem Blick zum geliebtesten Kaufschou und ganz allein schaukelte unser Schiff auf den ruhigen Wellen dahin. Wie lachte die liebe Sonne, es war, als führe man in den Frühling, den Sommer hinein. Das tägliche Konzert unserer Fröhlichkeit sorgte für die nötige Zerstreuung. Am 17. November endlich erreichten wir die Bucht und alles eilte an Deck, um die wunderbaren Reize dieses Sonnenlandes, die schon die Bucht einfahrt bot, zu bewundern. Dschunken, Dampf- und Kriegsschiffe belebten den Hafen, und an den grünen Ufern zogen sich reizende Dörfer, die Häuser sämtlich in zierlichem japanischen Baustil, den steilen Berg hinan. Am 18. morgens lagen wir im Hafen von Hiraoka vor Anker und an dem rechten Ufer stautte sich eine mehrtausendköpfige, neugierige Menschenmenge. Auch von hier aus hatten wir eine sehr schöne Aussicht auf das echt japanische Hafen- und Landschaftsbild. Nach einer mörderlich langen Bahnfahrt erreichten wir dann unser Endziel: Himeji. In Himeji begrüßten wir die japanische Sonne, zauberlich schön war der Aufstieg, sie ist ja auch des Japaners Stolz, Berg- und Seepartien von unbeschreiblicher Schönheit wechselten während der Reise. Die Tempel und Torbögen in Onometsi trugen kunstvolle Holzschmuckereien. Mandarinenbäume hingen voller Frucht. Auch die anderen Städte, Fushinaka, Kasaoka, Mituischi und Komigori strotzten von naturalischen Reizen. Hier dehnten sich üppige Reisfelder aus, es war gerade Erntezeit, dort zogen sich heilige Bambusheime am Bahndamm dahin. Durch Tunnel und über Flüsse ging's, und oft war ich im Zweifel, ob wohl die Rheingegend oder diese schöner sei. Ich glaube die letztere ist's. Nach 18 Stunden Bahnfahrt war Himeji erreicht, wo uns ein Tempel als Behausung diente. Eine wahre Augenweide bot uns das Innere und Aeußere desselben. Die eleganten Formen, Holzschmuckereien der antiken japanischen Baukunst sind in diesen Bauten verflochten. Vom Tore an, bis zum Brunnen und den Tempeln selbst ströht alles von dieser einzig schönen Architektur. Die phantastisch geschnitzten Siegel erregten die größte Bewunderung. Obgleich sieht es aus, wenn die Japanerinnen auf ihren eigentümlichen Holzschuhen, ein Kind auf dem Rücken und beide im bunten Jschans, dahintrippeln. Es sind wirklich „liebliche, kleine Dingerchen“. Du siehst, liebe Mama, daß unser Gefangenschaft hier im Japanlande gar nicht so übel ist. Der Japaner selbst ist sehr freundlich und zukunftsweisend, wir werden in jeder Beziehung tabellos behandelt, ich wenigstens bin damit voll und ganz zufrieden. Muß ich Dir noch sagen, daß es mir ganz vorzüglich

geht? Wenn doch der Krieg bald ein gutes Ende für uns nähme, denn dann geht's zur Heimat wieder, die mir selbst der schönste Ort kaum ersetzen könnte. Hier ist alles von einem glücklichen Kriegsausgang für uns fest überzeugt.

Die Wiederverwendung von Altpapier.

Die fortwährend steigenden Holzpreise zwingen die Papierindustrie zur Suche nach anderen für die Papierfabrikation geeigneten Faserstoffen, ohne daß es indessen bisher gelungen wäre, einen oder einige Faserstoffe zu finden, die in größtem Maßstabe zur Papierfabrikation herangezogen werden und deren Holzbedarf in nennenswertem Maße verringern könnten. Unter diesen Umständen muß es — so lesen wir im „Prometheus“ — auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß das Altpapier, das doch einen idealen Papierrohstoff darstellt, bisher in nur recht geringem Maßstabe zur Fabrikation von Papier wieder verwendet wird. Nur etwa 10 Prozent der gesamten Papiererzeugung finden den Weg zurück zur Papierfabrik, 90 Prozent aber — es ist wirklich bedauernd, wie wir wirtschaften — gehen vollständig zugrunde. Neben der Gleichgültigkeit der großen Masse der Papierverbraucher ist für diese Vernichtung wertvollen Stoffes in der Hauptsache auch die Papierfabrikation selbst verantwortlich zu machen, die bisher die Wiederverarbeitung von Altpapier mit Einrichtungen und nach Verfahren betrieb, die die Verwendung der daraus gewonnenen Papiermasse nur zur Herstellung minderwertiger Papiere ermöglichte. Neuerdings aber werden von Hermann Wagner in Keulungen Einrichtungen auf den Markt gebracht, die besonders für die Verarbeitung von Altpapier zu neuem Papier gleicher Qualität gebaut sind und deshalb die Papierfabriken die Wiederverarbeitung von Altpapier viel verlockender erscheinen lassen dürften als sie bisher war.

Die hauptsächlichsten Kennzeichen des Wagnerschen Verfahrens zur Verarbeitung von Altpapier sind die Zerfaserung des Altpapiers ohne jede Veränderung der ursprünglichen Faserbeschaffenheit und Stoffqualität und das gründliche Auswaschen der dem Altpapier anhaftenden Farbstoffe, Tinte, Druckerwässer usw., so daß ein Papier von heller Farbe erzeugt werden kann. Die trockenen, sortierten Altpapiere werden in Zwischenräumen von 10—15 Minuten der um ihre wagerechte Achse sich drehenden Einweichtrommel zugeführt, die das Papier vorzerleinert und mit einer Lauge — wenn auf die helle Farbe des neuen Papiers kein Gewicht gelegt wird, auch mit Wasser — einweicht. Bei jeder Umdrehung wird die Trommel eine gleichbleibende Menge des so vorbereiteten Materials in die Laugenauspressmaschine, die dann das vom größten Teile der so für weitere Verwendung wiedergewonnenen Lauge befreite Material in den Zerfaserer wirft. In diesem wird die Aufschichtung des Altpapiers vollendet, so daß der Stoff den Zerfaserer hütenfertig verläßt. Bei dieser Verarbeitung berieft sich die Druckerwässer vollständig und wird dann aus dem mit Wasser stark verdünnten Stoff über einem endlosen Sieb durch Ueberbrausen mit Wasser vollständig ausgewaschen. Die Kosten dieses Aufbereitungsverfahrens sind, da die Einrichtung wenig Bedienung erfordert, verhältnismäßig gering, und der Verlust an Stoff durch Abgang von Kaolin, Holzstoff, Druckerwässer und anderen Verunreinigungen usw. beträgt mit etwa 21 Proz. nicht viel mehr als bei der bisher gebräuchlichen Verarbeitung von Altpapier, die aber ein wesentlich minderwertiges Fabrikat lieferte.

Es wäre zweifellos von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung, wenn es mit Hilfe des Wagnerschen Verfahrens gelingen sollte, erheblich größere Mengen von Altpapier als bisher der Wiederverarbeitung zuzuführen und damit die Steigerung des Holzbedarfes herabzubringen.

Kleines Feuilleton.

Bei deutschen Verwundeten in einem französischen Lazarett.

In einem Briefe an ihre Angehörigen erzählt eine in Bordeaux lebende Schweizerin von einem Besuch im dortigen Grand Lebrun-Lazarett, das unter der Leitung des Professors Vergouie steht. Das Grand Lebrun ist sonst eine Privatschule; als mobilisiert wurde, wandelte man es in ein Spital um. Das Hauptgebäude ist für französische Kranke bestimmt; die deutschen Verwundeten liegen in einem Gartenpavillon, und es wurde für sie auch ein Teil des Gartens reserviert. An den Wänden der Säle und Gänge hängen Plakate mit Aufschriften wie: „La patrie a besoin de vous; dépêchez-vous de guerir“ (Das Vaterland bedarf eurer; beeilt euch, zu genesen) oder „Un infirmier sale est comme un soldat qui passe à l'ennemi“

(Ein unsauberer Krankenpfleger ist wie ein Soldat, der zum Feinde überläuft).

„In dem Saale für Mechanotherapie,“ erzählt die Dame, „sahen wir die ersten Deutschen. Einige drehen Räder, andere treten feststehende Räder oder ziehen in einem fort an elastischen Bändern, um ihren eingeschrumpften Muskeln wieder Kraft zu geben. Im oberen Stock finden wir die Elektrotherapie. Deutsche und Franzosen sind auf Liegestühlen ausgestreckt und lassen den elektrischen Strom durch ihre Glieder gehen. Als ein entsetzlich verstimmelter Franzose sich eine unangebrachte Bemerkung über die gute Behandlung der Deutschen erlaubt, verbietet ihm der Wärter den Mund mit den Worten: „Im Spital gibt es keine Feinde.“ Professor Vergouie sagte zu uns: „Wir machen keinen Unterschied zwischen den Verwundeten der beiden Nationen. Nur einmal waren wir zu einer Ausnahme gezwungen. Als wir von der Verwaltung Kleider für die Deutschen verlangten, schickte man uns rote Hosen. Wir waren gezwungen, sie schwarz umfärben zu lassen; sonst wäre eine Revolution ausgebrochen, denn die roten Hosen sind das Vorrecht unseres „poupiou“...“

Die Pflegerin, der das Gartenhaus zugeteilt ist, ist Schweizerin; obwohl sie aus der französischen Schweiz stammt, beherrscht sie das Deutsche vollkommen. Ihre vierzig Pflegerlinge verehren sie. Uns bitten sie um Nachrichten aus ihrem Lande, da sie keine Zeitungen haben. Wir erzählen ihnen von den bei der Eröffnung des Reichstags gehaltenen Reden und von einer Unterredung mit Hindenburg, die wir in einem Berliner Blatt gelesen hatten. Sie interessieren sich sehr für alles und möchten noch mehr wissen. Wir gratulieren einem Tapferen, der stolz das Eisene Kreuz trägt... Auf einem Tisch sehe ich eine Nummer einer illustrierten Berliner Wochenchrift: der protestantische Pfarrer von Bordeaux, der von Zeit zu Zeit das Spital besucht, hat sie, wie auch andere deutsche Drucksachen, hergebracht. Die Pflegerin zeigt mir Briefe, die sie von geheilten deutschen Patienten erhalten hat, und auf die sie stolz ist. Wir zeigen den Patienten eine Nummer einer deutschen Zeitschrift, worin sich ein Brief französischer Gefangener, die in Badenborn gepflegt wurden, befindet; sie danken darin für die ihnen zuteil gemordene gute Pflege... Zuletzt steigen wir zu den Offizieren hinauf. Ein deutscher und ein französischer Leutnant haben ihre Zimmer einander gegenüber. Der Deutsche ist in der Schlacht an der Marne verwundet und dann nach Wies gekehrt worden, wo man ihm aber nicht die besondere Pflege, die seine schwere Verletzung erheischt, angebeihen lassen konnte. Daher kam er nach Bordeaux. Da er allein ist, langweilt er sich, und man will ihm von jetzt ab hin und wieder einen deutschen Unteroffizier schicken, damit er sich unterhalte und Karten spiele...“

Notizen.

— Das Theater an der Weidenbammer Brücke soll seinen alten Namen „Romische Oper“ wieder erhalten. Die Eröffnung der Singspiele „Gold gab ich für Eisen“ (Die schöne Marlene). Text von Viktor Leon, Musik von Emmerich Kalmán, findet am Sonntagabend Punkt 8 Uhr statt.

— Theaterchronik. Im Theater des Westens findet am Sonntag, den 24. Januar, nachmittags, eine Aufführung von Schillers „Jungfrau von Orléans“ statt.

— Vorträge. Der Krieg und die Erhaltung der Kunstdenkmäler in Belgien und Frankreich wird Sonntag, abends 8 1/2 Uhr, Professor Paul Clemen, der Provinzialkonservator der Rheinlande, in einem Vortrage im Hauptversammlungssaal des Reichstags erörtern. — Ueber die Volksernährung während des Krieges spricht ebendort am Montag, den 25. Januar, Prof. Rubner. — Im Institut für Meereskunde spricht Dienstag, den 26. Januar, Dr. A. Engelhardt über Englands Kohlenhandel, Freitag, den 29. Januar, Prof. H. Schulze über die wichtigsten Kanäle und ihre Bedeutung für den Krieg.

— Sverdrup unterwegs. Frau Sverdrup erhielt wie „Aftenposten“ meldet, folgendes Telegramm aus Petersburg: Sverdrup telegraphiert über Jugorstraße, er überwintert im Meerbusen 92 Grad östlicher Länge von Greenwich. Alles sei wohl.

— Ueber die Künstlerversorgung im Kriege bringt die „Kunstchronik“ eine Zusammenstellung. In Berlin ist die akademische Kriegshilfsklasse tätig; in München hat der Künstler-Unterstützungsverein, dessen Vermögen über 2 Millionen Mark beträgt, vorläufig die Summe von 100 000 M. gegeben. Dazu kommen die Beiträge, die andere Verbände und Kunstfreunde aufwandten, so daß wohl eine Viertel Million zur Verfügung steht. In Dresden hat man Verkaufsausstellungen veranstaltet, für die der Kunstverein und die großen Kunstsalons zur Verfügung stehen; in dem einen wurde mehrere Wochen lang alles überhaupt Angebotene ausgestellt. Im Kunstverein kaufte der Rat zu Dresden eine Reihe von Bildern, Zeichnungen und plastischen Werken für das Stadtmuseum an. In Karlsruhe beabsichtigt der weissteuere wirtschaftliche Verband bildender Künstler, eine Hilfsstelle für babische Künstler zu errichten.

Ueberflus.

Von Martin Andersen Nexö.

Dann schloß sich der Wald jäh um die Aussicht, und der Wagen rollte einen Waldweg hinab. Die jungen Buchen wölben sich dicht über den Köpfen der Fahrenden und tätschelten mit dem feinen Laube ihre Gesichter; hier war es kühl wie in einer Grotte, mit gedämpftem grünlichen Oberlicht und kleinen Durchblicken auf weichen Waldboden, von wo gewaltige Säulen emporstiegen, die hoch oben goldgrüne Kuppeln trugen, mit dem reinsten Blau beboben. Dann folgte auf der einen Seite strenger, ernster Tannenwald; und Karl fing im Vorbeifahren den Eindruck eines überaus langen, geraden Pfades auf, der fern in einem leuchtenden Bünktchen endete.

Der Festplatz lag auf einer Heinen, grasbedeckten Lichtung mit einer blumengeschmückten Rednertribüne an dem einen Ende. Zwischen den Bäumen wurde ausgespannt, und im Schatten einer Buche, der Tribüne gegenüber, ließ man sich nieder.

Herr Sörensen hatte sich gleich bei der Ankunft entfernt. Und jetzt tauchte seine rundliche Gestalt auf der Kanzel auf; er hatte den Staubmantel abgelegt und war in Frod und weißer Binde. Mit lauter Stimme schlug er ein Lied vor und trat dann etwas zurück; grübelnd stand er da, die eine Hand unter der Wange und die Seite nach dem Publikum hin. Am Beginn jeder Strophe sandte er ein paar kräftige Töne über die Versammlung weg und versank dann in Grübeln, während die Strophe zu Ende gesungen wurde. Er hatte diese Haltung und das Ganze kürzlich einem umherreisenden Volkshochschulredner abgehört.

„Dein Alter sieht heute gut aus! Worüber wird er wohl reden?“ fragte Rask.

„Wohl über seine wunderbare Errettung,“ antwortete Lage lachend.

Karl blickte über die Versammlung hin. Es waren gut zweihundert Menschen beisammen, meist arme, ausgemergelte Frauen mit ihren Kindern. Dann waren da einige junge Männer und Frauen, und hier und da sah man eine Mannsperon, die unerkennbar einmal an Truncksucht gelitten hatte.

„Sind das Vereinsmitglieder?“ fragte Karl und zeigte auf ein armes Weib, an dessen magerem Halse die Sehnen außen zu liegen schienen. Sie war von einer Kinderchar umgeben; alles in allem waren es zehn Stück, von denen das älteste noch nicht konfirmiert sein konnte.

„Rein, das sind Vertreter der zerstörten Heimstätten,“

sagte Rask. „Der Mann sitzt in irgendeiner Aneide und pickelt, und die Frau geht mit den Kindern zur Versammlung der Abstinenzler... eine hübsche Art, die ehelichen Würden zu verteilen. Sie finden sich zu allen unseren Agitationsversammlungen ein; wenn aber der Mann eines schönen Tages wirklich aufhören würde zu trinken, würden sie glauben, er wäre krank, und höchst unglücklich werden.“

Lage machte ein Zeichen zu schweigen. Der Gesang war zu Ende, und Herr Sörensen stand voll Würde und mit entblößtem Kopf auf der Rednertribüne und begann, breit und rollend:

„Liebe Freunde! Als ich das letztmal an dieser Stelle mit Euch versammelt war, habe ich prophezeit, die nächste Zukunft werde in ihrem Schoße die Lösung von vielen für unsere Sache wichtigen Lebensfragen tragen. Die Zeit hat mir recht gegeben, wenn auch nicht in so ausgedehntem Maße, wie wir alle es wünschen möchten.“

Ich will nicht auf die große Arbeit zu sprechen kommen, die im Dienste der Sache geleistet worden ist, und an der wir nach geringem Vermögen teilgenommen haben. Ich will bloß daran erinnern, daß hierzulande jetzt ein doppelt so großes Quantum alkoholfreier Getränke fabriziert wird als vor zwei Jahren; und wenn auch die Fähigkeit zu konsumieren mit der wachsenden Entwicklung und der beständigen Verbesserung der Verkehrsmittel zunimmt, so bedeutet diese Verdoppelung der Produktion doch, daß der Alkohol zurückgeht.

Auch die Geschichte zeigt, daß ein Fortschritt vorhanden ist. Rein Großvater weichte sein Brot in Branntwein auf, um es hinunterzukriegen. Er starb im Alter von sechshundachtzig Jahren; und das letzte, was er sagte, war: ein Schnaps, ein Schnaps! Auch mein Vater liebte den Schnaps, aber an dem Tage, als er sein sechzigstes Lebensjahr vollendete, sagte er: Nun mag es genug sein! Und seit dieser Zeit hat er keinen Alkohol mehr angerührt. Ich selber war erst fünf- unddreißig, als ich aufhörte. Und sehen wir auf das heranwachsende Geschlecht, zu bemerken wir, daß die Anzahl unsere Reichen fällt, und daß wir eine Kinderabteilung von mehr als zweihundert Vitaliedern haben. Also: wir und unsere Sache gehen lichten Zeiten entgegen!

Nur dürfen wir nicht die Hände in den Schoß legen. Noch sind die Untertanen des Königs Alkohol hier bei uns in der Mehrzahl, und in Ihren Händen liegt das Wohl und Wehe unseres armen Vaterlandes.

Um so mehr Grund haben wir, energisch zuzugreifen! Wie ein Mann müssen wir hingehen und, ein jeder in seinem Kreise, das Wort ertönen lassen — wir alle, die selber persönlich im Dienste des Königs Alkohol gestanden haben, und Ihr alle, die Ihr die unschuldigen Opfer seiner Missetaten seid. Was wir wollen, ist ja so klar, daß auf die Dauer keiner darum herumkommt. Seht die Vögel des Himmels an und die Bäume des Waldes und die Blumen des Feldes! Sie trinken nur Wasser, und trotzdem gedeihen und blühen sie und sind gesund. Warum sollen die Menschen, die die trefflichsten Geschöpfe sein müßten, sich allein im Alkohol wälzen?

Nun will ich die vorzüglichsten Wesen der Schöpfung nicht mit den Bäumen und Tieren vergleichen. Der Mensch ist ein höheres Wesen, eingerichtet für den Genuß — er kann sich nicht mit Wasser begnügen. Wir sehen das am besten daran, daß wir uns des Wassers zur Strafe bedienen; wenn ein Mensch ein großes Verbrechen begangen hat, bekommt er Wasser und Brot. Wir wollen nicht auf gleicher Stufe mit den Verbrechern stehen. Aber haben wir nicht viele wunderliche Getränke, die nicht mit Alkohol behaftet sind?

Ein Gelehrter hat ausgerechnet, daß die alkoholischen Getränke, die auf der Erde genossen worden sind, seitdem Noah den Alkohol erfand, ein Meer ausfüllen könnten, so groß wie die Ostsee. Denkt daran, Ihr, die Ihr hier zugegen seid und Euch noch nicht zu uns bekannt habt! Denkt daran, welche große Aufgabe es für uns ist, das Meer trocken zu legen!

Es ist ein endloses Meer, und es sind Flüsse hineingelaufen von allen den Tränen, die die unschuldigen Opfer des Alkohols vergossen haben. Auch sie wollen wir trocken.

Dieser oder jener wird vielleicht denken, das sei Lüge und Uebertreibung; aber rechnet es Euch selber aus, was da heranskommt, wenn ein einzelner Mann Nahr um Nahr bloß einen halben Liter am Tage trinkt. Und ich sehe wenigstens einen unter Euch, dem es schwer fällt, mit dem halben Liter zu reichen. (Hier sah Sörensen eine bestimmte Person an, die in die Erde zu kriechen versuchte unter den starrenden Blicken der Versammlung.)

Aber Du und die anderen Trinker, Ihr seid nicht die ärgsten Feinde unserer Sache — die Temperenaler sind es! Die Trinker lassen sich befehren, jene aber nicht. Sie sind die Mutter des Lasters, aus ihrer Schaar rekrutieren sich die Säufer.

